

Einleitung: Geteilte Geschichten – Europa in einer postkolonialen Welt

Sebastian Conrad und Shalini Randeria

Der Begriff des »Empire« hat gegenwärtig Konjunktur. Das Konzept ist beinahe allgegenwärtig und dient politisch und theoretisch ganz unterschiedlichen Positionen und Zeitdiagnosen als gemeinsamer Referenzpunkt. Michael Hardt und Toni Negri beschreiben in ihrem viel diskutierten Buch den Wandel der Herrschaftsverhältnisse im Zuge der Globalisierung als die Herausbildung eines »Empire«, um mit diesem Begriff den Unterschied zum Imperialismus alter Prägung zu markieren (Hardt/Negri 2002). Von anderer Seite hingegen, insbesondere in weiten Teilen der nichtwestlichen Welt, wird die neue Architektur des »global governance« gerade als Fortsetzung des Imperialismus, als eine Re-Kolonisierung der eigenen Zukunft durch neoimperialistische Institutionen wie den Internationalen Währungsfonds oder die Welthandelsorganisation begriffen. In den Vereinigten Staaten wiederum sind seit dem 11. September 2001 vermehrt Stimmen laut geworden, die eine explizit imperiale Rolle ihres Landes erneut als notwendig erachten. Aber auch im Feld kultureller Deutungen findet der Verweis auf Imperien und Kolonialismus zunehmende Verbreitung. Die Kasseler Documenta 11 steht im Jahre 2002 ausdrücklich im Zeichen transnationaler und postkolonialer Perspektiven. Der Historiker Charles Maier hat kürzlich die Auffassung vertreten, dass im Kontext der globalisierenden Welt die Geschichte des Kolonialismus sich als Meistererzählung durchsetzen und konkurrierende Erzählungen der Moderne – etwa die des Fortschritts oder aber die des Holocaust – ablösen könnte (Maier 2000). Unabhängig vom jeweiligen Stellenwert dieser unterschiedlichen Deutungen kann die aktuelle Globalisierungsdebatte doch dazu beitragen, neue Perspektiven auf eine imperiale Vergangenheit zu eröffnen, die nach wie vor ihre Schatten auf die Gegenwart wirft. Auch die entstehenden Konturen einer transnationalen, postkolonialen Weltordnung tragen noch die Spuren ihrer imperialen Vorgeschichte; die Kenntnis dieser Genealogie könnte auch der gegenwärtigen Globalisierungsdebatte zu größerer historischer Tiefe verhelfen (Hopkins 2002).

Vor diesem Hintergrund sollen in diesem Band Ansätze diskutiert werden, die aus postkolonialer Sicht den Blick auf die Verwobenheit der europäischen mit der außereuropäischen Welt lenken und den Imperialismus als den gemeinsamen Rahmen der wechselseitigen Konstitution von Metropole und Kolonien begreifen. Diese Perspektive formuliert eine Kritik an der Vorstellung, die europäische/westliche Entwicklung sei abgekoppelt vom »Rest« der Welt verlaufen und könne daher aus abendländischen Besonderheiten heraus verstanden werden. Stattdessen soll hier die spätestens seit dem 19. Jahrhundert unauflösbare Verflechtung der europäischen und außereuropäischen Welt zum Ausgangspunkt einer Geschichtsschreibung gemacht werden, die sich nicht mehr in nationalen Teleologien verdichtet.

Die Beiträge zu diesem Band lassen sich nicht einer wissenschaftlichen Disziplin zuordnen, sondern repräsentieren transnationale Perspektiven über die Fächergrenzen hinweg. Zu den Autoren zählen Historiker, Ethnologen, Politologen, Soziologen, Indologen und Kulturwissenschaftler; unter den Schauplätzen sind Haiti und Indien, Südafrika und Deutschland, Ägypten und Indonesien. Die Aufsätze stellen eine Auswahl aus dem breiteren thematischen Spektrum der Debatten zur Postkolonialität dar, wobei jeweils die Rückwirkungen der kolonialen Begegnung auf Europa im Vordergrund stehen. Sie könnten zu einer Rezeption dieser Diskussionen auch in Deutschland beitragen, die bislang außerhalb der Literaturwissenschaften (vgl. Bronfen 1997; Weimann 1997; eine der wenigen Ausnahmen ist Ha 1999) noch kaum stattgefunden hat.

Das Schwergewicht dieses Bandes liegt auf dem 19. und 20. Jahrhundert. Das soll jedoch nicht nahelegen, dass geschichtliche Verflechtung (*entanglement*) ausschließlich ein modernes und koloniales Phänomen gewesen ist. Sanjay Subrahmanyam etwa hat eine Vielzahl von kulturgeschichtlichen Vernetzungen des indischen Subkontinents mit Europa in der Frühen Neuzeit beschrieben und dafür den Begriff der »connected histories« eingeführt (Subrahmanyam 1997; vgl. auch Lieberman 1997; Moore 1997). Schon zu Beginn des »Entdeckungszeitalters« und der kolonialen Epoche war Europa keine autonome Einheit, sondern selbst ein Produkt des Austauschs mit afrikanischer (Bernal 1992) und asiatischer Kultur (Goody 1990; vgl. auch Bartlett 1994). Wenn im Folgenden dennoch das 19. und 20. Jahrhundert im Vordergrund stehen, dann spiegelt das nicht nur unsere Interessen und Kompetenzen wider, sondern ist gleichermaßen der Tatsache geschuldet, dass der konzeptuelle Nationalismus in den Sozialwissenschaften und der Eurozentrismus der Historiographie sich in dieser Zeit herausgebildet haben. Diese

Verengung der Perspektive wurde in der disziplinären Struktur des Wissens institutionalisiert und beherrscht seitdem das begriffliche Vokabular und den theoretischen Rahmen dieser Disziplinen (Beck/Bonß 2001). Hinzu kommt die historische Spezifik des Kolonialismus seit dem 19. Jahrhundert, der nach der Zäsur der Industriellen Revolution und in Verbindung mit dem Kapitalismus zu verschiedenen Formen ungleicher Entwicklung geführt hat.

Transnationale Beziehungen kennzeichneten nicht nur das Verhältnis Europas zu den außereuropäischen Kulturen, sondern waren gleichermaßen typisch für die innereuropäische Konstellation bzw. die Interaktion nicht-westlicher Gesellschaften untereinander.¹ Auch intra-europäische Entwicklungen lassen sich als *histoire croisée* beschreiben (Werner/Zimmermann 2002). Zudem war auch die europäische Geschichte nicht frei von kolonialen Beziehungen; die Napoleonischen Besatzungen (Broers 2001), die Nationalitätenpolitik Großbritanniens (Hechter 1975) und Russlands (Brower/Lizzerini 1997) oder die deutsche Polenpolitik und Ostexpansion (Burleigh 1988) mögen für die zahlreichen quasi-kolonialen Herrschaftsansprüche stehen, welche die Gesellschaften Europas miteinander verbanden. Zu einer transnationalen Erweiterung der Geschichts- und Kulturwissenschaften wird es gehören, diese häufig unterrepräsentierten Aspekte innereuropäischer Vergangenheit wieder stärker zu berücksichtigen. Wenn im Folgenden dennoch die Beziehungen Europas zur außereuropäischen Welt im Vordergrund stehen, so hat dies mit dem besonderen Maße zu tun, in dem diese Verbindungen lange Zeit marginalisiert worden sind, sodass die Dichotomie zwischen dem »Westen« und dem »Rest« (S. Hall 1992) zu einer quasi-natürlichen Gegenüberstellung geworden ist. Insbesondere (aber nicht nur) gilt dies für die Erfahrung des Imperialismus und Kolonialismus, die seit dem 19. Jahrhundert die Beziehungen innerhalb einer kapitalistischen Weltordnung geprägt haben. Während vor allem in der angelsächsischen Welt die enge Verflechtung von Empire und nationaler Gesellschaft zunehmend reflektiert wird (vgl. etwa den Überblick von Stuchtey 2002), ist in Deutschland diese Einbettung der europäischen Geschichte noch weitgehend ausgeblieben (zu den wenigen Ausnahmen zählen etwa Osterhammel 1998 und 2001).

¹ Die Begriffe »europäisch« und »außereuropäisch« werden hier nicht als vorgängig bestehende Einheiten verstanden, sondern signalisieren diskursive Abgrenzungen, die als Ergebnis einer »geteilten Geschichte« entstanden und im alltäglichen und wissenschaftlichen Sprachgebrauch festgeschrieben wurden.

Jenseits des Eurozentrismus

Immanuel Wallerstein hat den Eurozentrismus einmal als die »konstitutive Geokultur« der modernen Welt bezeichnet, welche die Sozial- und Kulturwissenschaften so nachhaltig durchziehe, dass sie wie ein »hydraköpfiges Monster« erscheint, das kaum präzise zu definieren sei (Wallerstein 1997, S. 93 f.). Unter Eurozentrismus soll im Folgenden die mehr oder weniger explizite Annahme verstanden werden, dass die allgemeine historische Entwicklung, die als charakteristisch für das westliche Europa und das nördliche Amerika betrachtet wird, ein Modell darstellt, an dem die Geschichten und sozialen Formationen aller Gesellschaften gemessen und bewertet werden können. Die Spezifität und die historischen Unterschiede nichtwestlicher Gesellschaften werden dementsprechend in einer »Sprache des Mangels« beschrieben und als Defizite behandelt (Young 1990, S. 2 f.). Üblicherweise wird dabei kaum reflektiert, dass auch »Europa« und der »Westen« diskursive Konstruktionen sind, die zahlreiche interne Unterschiede und Differenzen einebnen (vgl. zur Kritik daran Pieterse 1994; Pocock 1994).

Zwei Annahmen sind konstitutiv für den Eurozentrismus. Zum einen wird die moderne Geschichte als Ausbreitung europäischer und »westlicher« Errungenschaften – des Kapitalismus, politisch-militärischer Macht, von Kultur und Institutionen – beschrieben, sodass die einzig denkbare Zukunft der Welt in ihrer fortschreitenden Verwestlichung zu bestehen scheint. Zum anderen wird dabei die europäische Entwicklung als eine Erfahrung *sui generis* begriffen, die gänzlich innerhalb der Traditionen und der Geschichte Europas erklärt werden kann. Europa und sein »Anderes« entwickelten sich demzufolge unabhängig voneinander, bevor die Ergebnisse des europäischen Fortschritts exportiert wurden (Amin 1989). Die Geschichte der Modernisierung erscheint so als eine Geschichte der Diffusion, als ein Transfer von den (nordwest-)europäischen Metropolen in die Peripherie und die Dritte Welt (vgl. die Kritik an diesem Modell von Blaut 1993). Auf diese Weise wird die Komplexität der Moderne am Rand der kapitalistischen Welt (und auch ihre Verflechtungen mit der europäischen Moderne) ignoriert und stattdessen eine universale Transformation traditionaler Kulturen durch den »westlichen« Fortschritt konstatiert.

Als Reaktion gegen diese Sichtweise ist vielerorts ein kultureller Essentialismus vertreten worden, der sich auf vorgeblich überzeitliche und ahistorische Traditionen bezieht, um die jeweilige Spezifik der eigenen Moderne zu propagieren. Dazu zählen der militante Hindu-Nationalismus, die Wieder-

belebung einer auf den Konfuzianismus rekurrierenden Kulturtheorie asiatischer Werte oder auch der japanische *Nihonjinron*. Die jüngste Konjunktur dieser Kulturfundamentalismen hat zu dem Schlagwort vom »Kampf der Kulturen« Anlass gegeben (Huntington 1997).

Steven Feierman (in diesem Band) hat demgegenüber die Schwierigkeiten betont, eine »reine« afrikanische Erzählung zu rekonstruieren und so den eurozentrischen Meistererzählungen authentische und »indigene« kulturelle Deutungen entgegensetzen. Am Beispiel des Sklavenhandels in Südafrika setzt er sich mit den unterschiedlichen Bedeutungen auseinander, die verschiedene Akteure denselben Ereignissen zugeschrieben haben. Da sich dabei lokale afrikanische Deutungen nicht fein säuberlich von einer Geschichte des globalen Kapitalismus trennen lassen, äußert Feierman Zweifel an der Möglichkeit der Konstruktion einer einzigen und umfassenden Erzählung dieser verflochtenen Vergangenheiten. Ein nostalgischer Rekurs auf vorgeblich »reine« und »authentische« Traditionen außerhalb des europäischen Einflusses bzw. vor dem Kontakt mit dem Westen bietet jedenfalls keinen geeigneten Ausgangspunkt für eine Überwindung eurozentrischer Perspektiven. Ohnehin haben auch außereuropäische Gesellschaften zu dem Selbstbild Europas beigetragen, indem sie dessen Selbstverständnis zurückprojizierten und so Europa gewissermaßen »okzidentalisierten« (Carrier 1995). Darüber hinaus sind Ideen und Institutionen westlicher Herkunft mittlerweile von vielen Gesellschaften angeeignet und damit verinnerlicht worden, sodass der bloße Verweis auf geographische »Ursprünge« zu kurz greift.

Ebenso wenig kann es bei der Überwindung des Eurozentrismus daher darum gehen, die Perspektive des Modernisierungsparadigmas lediglich umzudrehen. Ann Laura Stoler etwa hat davor gewarnt, in den Kolonien den eigentlichen (aber verdrängten) Ausgangspunkt von Modernisierungsprozessen zu sehen. Stattdessen diagnostiziert sie im Anschluss an Foucault epistemische Einschnitte, die in Kolonie und Metropole komplexe Prozesse der Neueinschreibung und Umstrukturierung mit sich brachten (Stoler 1995). Die Betonung von Interaktionen und Verflechtungen zielt daher nicht auf eine Umkehrung des Eurozentrismus. Es geht vielmehr darum, zur De-Zentrierung des »Westens« beizutragen, indem die teleologischen, selbstgenügsamen Erzählungen der Moderne und Modernisierung mit ihren Gewissheiten infrage gestellt werden. Die Beiträge dieses Bandes teilen die Suche nach einer relationalen Perspektive auf die Geschichte der Moderne – jenseits der üblichen Gegenüberstellung einer »universal brotherhood«, in der die nichteuropäische Welt einer universalgeschichtlichen Erzählung als das

Lokale subsumiert wird, und einer »universal otherhood«, die inkommensurable und »authentische« Kulturen nebeneinander stellt (Randeria 1999b). Der Versuch der Verabschiedung des Eurozentrismus muss weder zu einer universalen Geschichte noch zur Vorstellung von Inseln kultureller Partikularität führen.

Seit einigen Jahren ist der Eurozentrismus zunehmend Gegenstand kritischer Auseinandersetzung geworden. Zu den wichtigsten Versuchen, die geschichts- und kulturwissenschaftliche Fixierung auf Europa bzw. den Konzeptionellen Nationalismus zu transzendieren, gehört der Kultur- oder Zivilisationsvergleich (Eisenstadt 1986; Marthes 1992). Er orientiert sich nicht notwendigerweise an erdumspannenden Makroentwürfen, sondern setzt in erster Linie einen globalen Problemhorizont voraus, der dazu beiträgt, die europäische Erfahrung zu relativieren und zu kontextualisieren (Osterhammel 1996a und 1996b; Kaelble 1999). Es gehört allerdings zu den Spezifika der vergleichenden Methode, dass hierbei zumeist auf die Fiktion unabhängiger Entwicklung zurückgegriffen wird, während Beziehungen und Interaktionen kaum in den Blick geraten (und wenn, dann nur als direkter Kontakt zwischen den Untersuchungseinheiten). Der Kultur- bzw. Zivilisationsvergleich tendiert daher dazu, Differenzen gegenüber Ähnlichkeiten zu betonen sowie die Dichotomie zwischen Europa und seinem Anderen eher zu perpetuieren als zu ihrer Auflösung beizutragen (vgl. auch Bêteille 1991).

In den letzten beiden Jahrzehnten hat insbesondere die Zunahme weltgeschichtlicher Entwürfe dazu beigetragen, das nationalgeschichtliche Paradigma und die Beschränkung auf Europa zu überwinden (einen Überblick über das Panorama der Weltgeschichtsentwürfe bieten Pomper u.a. 1998; Mazlish/Buultjens 1993; Costello 1993; Geyer/Bright 1995). Auch hier bieten sich zahlreiche Anknüpfungspunkte für eine transnationale Perspektive. Allerdings entgehen viele dieser Ansätze nicht der Versuchung, die Entstehung der modernen Welt als Ausbreitung und Diffusion europäischer Errungenschaften zu betrachten (vgl. die Kritik von Blaut 1993). Immanuel Wallersteins Theorie des Weltsystems hingegen stellt die relationale Dimension der modernen Geschichte in den Vordergrund. Er versteht das kapitalistische Weltsystem nicht als europäische Erfindung, sondern als Formation, die auf Kräfte von außerhalb angewiesen war (Wallerstein 1974–1989). In der Denkfigur des Weltsystems ist die Perspektive einer gemeinsamen Konstituierung der modernen Welt bereits angelegt, auch wenn selbst bei Wallerstein die Vorstellung einer Ausbreitung des europäischen Kapitalismus über den Globus präsent bleibt (vgl. etwa Geyer/Bright 1995, S. 1042).

Zu den neueren Ansätzen zählen etwa die umfangreichen soziologischen Studien Michael Manns, der ausdrücklich darauf hinweist, dass »Gesellschaften keine unabhängigen Einheiten sind, die man einfach in Zeit und Raum vergleichen kann« (Mann 1986, S. 30); stattdessen will er die übliche Gegenüberstellung von endogenen und exogenen Ursachen durch eine Betonung von Austauschprozessen und Interaktionen ersetzen (Mann 1988). Andre Gunder Frank hat sogar behauptet, dass wichtige Schritte auf dem Weg zur Entwicklung des Kapitalismus zwar außerhalb des Westens ohne europäischen Einfluss, nicht aber in Europa ohne die Ausbeutung der Kronkolonien (insbesondere Indiens) möglich gewesen wären: »Europeans did not do anything – let alone ›modernize‹ – by themselves« (Frank 1998, S. 259). In dieser Deutung wird bei dem Versuch, Europa zu marginalisieren, nun Asien zum Zentrum der Geschichte – einer Geschichte, die jedoch nach wie vor von ähnlichen Fragestellungen und Teleologien geprägt ist wie die eurozentrische Perspektive, die Frank hinter sich lassen will (vgl. dazu auch Stokes 2001). Eine weniger einseitige Deutung hat kürzlich Kenneth Pomeranz (2000) vorgelegt, der den Aufstieg des industrialisierten England auf die Lösung des Problems der Landknappheit durch eine doppelte »Entdeckung« der Karibik jenseits des Ozeans, und der Kohle unter der Erde – zurückführt. Pomeranz erklärt in seiner großen Studie die »Great Divergence« zwischen China und dem nordwestlichen Europa, die er erst in der Zeit seit Ende des 18. Jahrhunderts ansiedelt, durch den Einfluss von Interdependenz und transnationalem Austausch.

Während diese Autoren den methodologischen Nationalismus partiell überwinden und Ansätze zu einer relationalen Geschichte in ihre Deutungen übernehmen, bleiben sie (ähnlich wie die Vertreter der Dependenztheorie) vornehmlich einer ökonomischen Perspektive verpflichtet. Außerökonomische Herrschaftsverhältnisse und kulturelle Formen von Imperialismus und Ungleichheit hingegen geraten dabei kaum in den Blick. Einer der einflussreichsten Ansätze zu einer Vervielfältigung der Modernisierungsperspektiven, Shmuel Eisenstadts Konzept der »multiple modernities«, legt dagegen den explanatorischen Schwerpunkt auf kulturelle Faktoren. Im Anschluss an den funktionalistischen Ansatz des amerikanischen Soziologen Talcott Parsons entwirft Eisenstadt eine regional übergreifende Analyse der Muster sozialer Ordnung und Integration, ohne dabei den Prozess der Modernisierung mit Verwestlichung gleichzusetzen (Eisenstadt 1986). Seine neueren Versuche, den Eurozentrismus zu überwinden, zielen auf eine Pluralisierung der Entwicklungslinien der Moderne. Eisenstadt konstatiert dabei in den nicht-